



FRANCIS NENIK
SEBASTIAN STUMPF

SEVEN PALMS

DAS THOMAS-MANN-HAUS
IN PACIFIC PALISADES,
LOS ANGELES

TEXT
FRANCIS NENIK

FOTOGRAFIE
SEBASTIAN STUMPF

SEVEN PALMS

DAS THOMAS-MANN-HAUS
IN PACIFIC PALISADES,
LOS ANGELES

SPECTOR BOOKS

Francis Neník
AUF BINDESTRICHEN GEHEN

1550 San Remo Drive – eine Roomtour <i>oder</i> Wenn Sie Action wollen, fangen Sie auf S. 45 an	10
Namenlose tauchen auf und verschwinden, und einem Dichter wird der Garaus gemacht	45
Der amerikanische Traum latscht nach Westen und zieht an einem langen Seil Möbelstücke und ganze Häuser hinter sich her	55
Die Außenwelt eines Inneneinrichters	72
Architektenwettbewerbe werden auf Cocktailpartys entschieden (zumindest vermute ich das)	84
Bilder von Kalifornien	113
Wer den Gärtner sucht, darf auch mal 'nen Bock schießen	117
Im Exil des Exils fühlen sich altdeutsche Meister ganz wie zu Haus	161
Vom Glück des Verschreibens	186
Wenn der Schwanz mit dem Hund wedelt, ist Liebe im Spiel . .	200
Langsam den Kontakt zur guten Gesellschaft verlieren und leise seufzend vergreisen	216
Wie man Standesbewusstsein richtig artikuliert und dabei als Frau seinen Thomas Mann steht	240
Das Wetter von damals <i>oder</i> Wie sich das Klima verändert	271
In der Schweiz enden selbst Abwärtsspiralen in erträglichen Höhen	297

Namenlose tauchen auf und verschwinden, und einem Dichter wird der Garaus gemacht

Am 21. Juli 1941 trifft Thomas Mann Friedrich Schiller. Es ist der amerikanischste seiner Abende im kalifornischen Exil. Als er Schillers Grundstück betritt, sieht er, dass der Hausherr auf dem Hof ein Lagerfeuer gemacht und darüber einen Grill aufgebaut hat. Es ist ein großer, runder Rost, der an einer Kette von einem Dreibein herabhängt, darauf entbeinte Fleischstücke liegen. Er habe, so Schiller, ein Chicken-Dinner für seinen Gast vorbereitet.

Thomas Mann ist ob des in der abendlichen Brise hin und her schwingenden Grills und der wie nebenher vollzogenen Begrüßung ein wenig verwundert, doch setzt er sich, nachdem er sich für die Einladung bedankt hat, auf einen der beiden Stühle, die ohne erkennbare Ordnung im Garten rumstehen. Als er sich umsieht, entdeckt er hinter sich zwei Teller, die auf dem kurz geschnittenen Rasen liegen, als habe jemand einen Tisch darunter vergraben.

Es dauert nicht lange, und ein süßlicher Duft schwappt vom Feuer herüber, und das, obwohl die Brise vom Meer kommt. Als Schiller sieht, dass sein Gast den Geruch nicht so recht zuordnen kann, teilt er ihm mit, er habe das Fleisch über Stunden in Balsamico, Honig und Öl eingelegt und anschließend noch eine Prise Rohrzucker darübergestreut.

Thomas Mann hat derlei noch nie gekostet, und als er nach dem Teller greift, den Schiller ihm reicht, sieht er, dass ein Löffel auf dem frisch gegrillten Bruststückchen liegt. Als er ihn nimmt (es scheint eine Art Aufforderung zu sein), merkt er, dass er das Fleisch damit ganz leicht zerteilen kann.

Es ist, als würde man durch eine reife Avocado fahren ...

Nach dem Essen weiß Thomas Mann nicht, wohin mit dem Teller, doch Schiller bedeutet ihm, er möge ihn einfach auf dem Rasen abstellen, irgendwohin, und es scheint, als seien hier überall in der Erde Tische vergraben.

Unterdessen wird das Feuer unter dem Rost aufs Neue entfacht und eine Kanne auf die vor Fett tiefenden Stäbe gestellt. Das Wasser in der Kanne kocht binnen Minuten – es wird Kaffee gemacht. Cowboy-Kaffee, wie Schiller das nennt, doch schon bald wird klar, dass das tiefschwarze Gebräu nur dazu da ist, um größere Mengen Whiskey darin zu verstecken.

Egal, die Blechtassen werden bis zum Rande gefüllt, ein „To your health!“ wird zum Besten gegeben, dann prallt Friedrich Schillers Tasse auf die Thomas Manns.

Warum Schiller mit Kaffee anstößt, weiß Thomas Mann nicht. Vielleicht ist es wegen des Whiskeys, vielleicht aber auch eine kalifornische Tradition, die er noch nicht kennt, schließlich ist er erst seit Kurzem im Land. Im Grunde ist es aber egal, denn genau wie Friedrich Schiller gedenkt er hier in Kalifornien zu bleiben. Deshalb baut er sich auch gerade ein Haus, gar nicht weit von dem hier entfernt. Oben, auf einem der nahe gelegenen Hügel, will er seinen Lebensabend verbringen. Und jetzt, wo Friedrich Schiller neben ihm sitzt und sie Zeit haben zu reden, würde er ihm gern davon berichten.

Aber da betreten plötzlich ein paar Frauen den Hof, stellen sich vors Feuer und übernehmen sofort das Wort. Wer sie sind und in welcher Verbindung sie zu seinem Gastgeber stehen, weiß Thomas Mann nicht zu sagen. Sicher nur, dass sie ohne Umschweife anfangen zu reden und dass ihre Worte von Europa berichten und von dem großen Krieg, der dort herrscht.

Schiller aber schert sich nicht weiter um sie. Er greift nach der Whiskeyflasche, verzichtet darauf, nach der Kanne mit dem Kaffee zu langen, und füllt seine Tasse mit dem, was er hat. Dann leert er sie mit langen, lautlosen Schlucken.

Als das getan ist, stellt er die Tasse auf den vor ihm in der Erde vergrabenen Tisch, lehnt sich zurück und sieht den Frauen dabei zu, wie sie ihren Vortrag beenden, sich umdrehen und den Hof wieder verlassen. Der Blick auf das Feuer ist jetzt wieder frei, und vielleicht ist das – zusammen mit einer weiteren Tasse „Kaffees“ – der Grund, warum Friedrich Schiller plötzlich beginnt, über die Wertlosigkeit aller Fiktion zu philosophieren. Friedrich Schiller, so viel ist klar, hält nicht viel von den Blümenträumen des Geistes. Der schöne Schein, so sagt er, bedeute ihm nichts, und nur im Feuer lässt er ihn gelten.

Thomas Mann würde gern widersprechen, aber er gehört nicht zu den Männern, die Streit suchen, schon gar nicht auf einem fremden Hof. Also schweigt er, hört zu und flüchtet mit den Augen in eine Art Tanngestrüpp, das ein wenig verloren in einer Ecke des Schillerschen Grundstückes wächst.

Friedrich Schiller redet derweil weiter, schenkt ein und teilt aus, und es hat den Anschein, als werde er weder von Worten noch von Whiskey betrunken.

Thomas Mann indes fühlt sich wie in einem Traume befangen, aus dem er nicht herauszukommen vermag, auch wenn er weiß, dass er träumt, und erst als Friedrich Schiller seine leere Blechtasse auf den schwankenden Rost wirft, die Tasse übers Fett glitscht, ins Feuer hinabstürzt und Schillers Worte einen Moment lang versiegen, sieht Thomas Mann seine Chance gekommen. Er steht auf, erklärt, er sei müde, dankt für die Einladung und verabschiedet sich. Dann kehrt er eilends nach Hause zurück. Dort angekommen, nimmt er sein Tagebuch, zückt den Füller und schreibt: „Das Ganze sonderbar. Rückkehr in die eigene Ordnung angenehm.“

Dann legt er sich schlafen. Friedrich Schiller wird er nie wiedersehen.

Friedrich Schiller wird am 12. Mai 1944 auf einer Italienreise von einem deutschen Schrapnell verwundet. 10.000 Kilometer entfernt arbeitet Thomas Mann an diesem Tag an seinem *Doktor Faustus*-Roman. Am Abend will er Auszüge daraus Freunden und Bekannten vortragen,





die genau wie er vor den Nationalsozialisten geflohen sind und Schutz in den Hügeln westlich von Los Angeles gesucht haben. Zuvor aber passiert etwas Seltsames. Als Thomas Mann die Straße hinabläuft, tritt ein Polizist zu ihm und verbietet ihm, in der Öffentlichkeit Deutsch zu sprechen.

In dieser Nacht erliegt der amerikanische Autor Frederick Schiller Faust auf einem Hügel nördlich von Neapel seinen Verwundungen. Als Kriegsreporter hätte er sich eigentlich einen sicheren Platz suchen sollen, aber dann war er mit der ersten Angriffswelle der 88. Infanterie-Division losgerannt und lag bald schon mit Hunderten anderen blutend am Boden. Er atmete noch eine Weile, dann entwich sein Geist durch ein Loch in der Brust.

In Pacific Palisades notiert Thomas Mann, kaum dass er von der Lesung zurückgekehrt ist, in sein Tagebuch: „Die Safety first-Strategie bei uns und das Unglück in Italien.“

Dass Frederick Schiller Faust nicht mehr am Leben ist, weiß er nicht. Er kann es nicht wissen. Fausts Leichnam wird erst drei Tage später geborgen, und die Meldung von seinem Tod erreicht die Zeitungen erst am 17. Mai.

Thomas Mann hat an diesem Tag Leibkoliken. Drei Wochen später bekommt er zum Geburtstag ein Bild des sterbenden Goethe geschenkt.

Der, der ihm das Bild schenkt, heißt Paul Huldshinsky. Er wird drei Jahre später an Magenkrebs sterben und schon bald in Vergessenheit geraten. Und selbst wenn einer kommt und Jahrzehnte später nach ihm sucht, wird er kaum etwas finden. Sein Nachlass, so heißt es, sei verschollen, sein Weg nach Amerika nicht rekonstruierbar und ein Foto von ihm nirgends vorhanden. Nur sein Todestag ist bekannt. Es ist der 1. Februar 1947. Paul Huldshinsky stirbt an diesem Tag um drei Uhr morgens in seinem Haus in Santa Monica, in der Mesa Road Nummer 317. Thomas Mann schreibt einen Kondolenzbrief. Seine Frau geht zur Beerdigung. Ich fange an, nach Paul Huldshinsky zu suchen.

Aber Paul Huldshinsky ist nicht der Einzige, nach dem ich suche. Es gibt noch Dutzende andere, die Teil der Geschichte des Hauses sind, in dem Thomas Mann lebt. Da sind Architekten und Tischler, Landschaftsgestalter und Inneneinrichter, Baumeister und Elektroinstallateure. Sie sind es, die ihm das Haus auf einen Hügel westlich von Los Angeles bauen und das dazugehörige Grundstück mit Blick bis zum Pazifik anlegen. Damit das Haus über die Jahre in gutem Zustand, der Garten gepflegt und die Ordnung erhalten bleibt, gibt es außerdem noch Gärtner und Sekretäre, Köchinnen und Fahrer, Zugehfrauen und Mägde.

Ihre Nachlässe hat kein Mensch jemals gesichtet, von fast keinem ist bekannt, wie er nach Amerika gelangt ist, ganz zu schweigen von den Wegen, die diese Leute genommen haben, um zum Haus am San Remo Drive Nummer 1550 zu kommen und dort eine Anstellung zu finden. Und selbst wenn sie es ins Haus geschafft haben, sind ihre Namen meist draußen geblieben. Von vielen ist überhaupt kein Name bekannt, und selbst wenn die Bediensteten in Thomas Manns Tagebüchern oder einem seiner Briefe einen kurzen Auftritt bekommen, hat das Personal nur Etikettencharakter, ist die Rede von einem „widrigen Emigrantenpaar“, einem „brauchbaren Neger-Mädchen“, einer „Dänin“ oder einfach „der Magd“.

Es ist ein Sammelsurium aus Abkürzungen, Bewertungen und Charakterzuschreibungen, das ABC der durchritualisierten Welt eines Mannes, der sich Thomas nennt und dessen Bedienstete meist ebenso schnell auftauchen, wie sie wieder verschwinden, nichts hinterlassend als Fragmente von Namen, Berufen und Attributen aller Art.

Da sind die Diener Lucy und John, Charles und Berenice, Felix und Joe, Richard und Lili, gibt es die Hausangestellten Will, Ruth, Perline und Gussy, das Waltersche Mädchen und eine Köchin aus Wien, dazu den Gärtner Vattaru und seine Ehefrau Koto, eine Frau namens Leona und eine, die nur Olga genannt wird, auch ein Couple aus Texas und das jüdische Ehepaar Hahn treten auf, dazu die alte Mrs. Wallace, die fleißige Myrtle und die närrische Myra sowie ein paar Mexikaner, die Zitronen pflücken – in dem Garten, den Ted Löwenstein angelegt hat.

Ted Löwenstein ist kein wichtiger Mann im Leben des Thomas. Kein Archiv hat seine Briefe gesammelt, keiner seine Pläne für den Garten bewahrt. Niemand weiß mehr als drei Zeilen von ihm zu berichten, und selbst dann bedient man sich am besten des Konjunktivs. Es heißt „Ted Löwenstein sei Gärtner mit ausgezeichneten botanischen Kenntnissen und großer praktischer Erfahrung“ gewesen und habe den Boden um Thomas Manns Haus, „ein völlig unkultiviertes Stück Land, in einen blühenden Garten verwandelt“.

So steht es in den *Regesten*, den getanen Dingen zu Thomas Manns Werk, und obgleich auf diese Weise bekannt ist, was Ted Löwenstein, der Gärtner, für Thomas Mann, den Regenten, getan hat, so liegt die von Deutschland über Amerika bis nach Japan reichende Geschichte dahinter völlig im Dunkeln, ist ebenso unergründet wie unaufgeschrieben.

Doch wo mit der Suche beginnen? Allein das Verzeichnis der 20.000 Briefe, die Thomas Manns geschrieben hat, umfasst fünf dicke Bände, die zusammengenommen fast viertausend Seiten voller Namen, Orte und Werke ergeben. Ted Löwenstein wird darin nur ein einziges Mal erwähnt.

Aber wie sollte es auch anders sein? Ted Löwenstein ist nur ein einfacher Gärtner, eine erdige Fußnote im Leben einer Geistesgröße, eine weitere Nebenfigur, von der, im Gegensatz zu vielen anderen, aber zumindest der Name bekannt zu sein scheint. Es ist ein Name, in dem sich die Spur eines Schicksals verliert, denn Ted Löwenstein ist ein deutscher Jude, der nach Amerika emigriert ist. Nur leider ist sein Name auf keiner amerikanischen Einbürgerungsliste zu finden. Und auch die Passagierlisten der Schiffe, mit denen die Emigranten damals allesamt kamen, schweigen sich aus. Einen Ted Löwenstein gibt es nicht.